

Lärmempfindliche Nachbar*innen, profitorientierte Vermieter*innen, schwierige Raumsuche, spießige Leute – wer in München Orte für Subkultur schaffen will, stößt schnell auf Hürden. Es braucht nicht nur Mut, sich diesen Schwierigkeiten zu stellen. Sondern auch Durchhaltevermögen und Kampfgeist. Wir stellen vier Menschen vor, die diese Probleme kennen, weil sie sie täglich erleben: als Kneipenwirt, Kinobesitzer, Konzertcafé oder Kollektiv. Was sie eint, ist der Wille, sich einem Umfeld zu stellen, das es der Kultur so schwer macht.

HIER, UM ZU BLEIBEN

TEXT:

Leon Scheffold und Tobias Wullert

FOTOS:

Fotos: Leon Scheffold

Ein vielfältiges Kulturangebot macht eine Stadt lebenswerter. Besonders junge Menschen wünschen sich eine lebendige Szene, die es zu entdecken gilt. Es wimmelt von Kreativen, die mit alternativen Projekten und selbst gegründeten Kollektiven ihren Teil dazu beitragen möchten. Dass dies nicht einfach ist, zeigt die Geschichte eines feministischen Kollektivs.

Gebt uns Raum!

Teure Mieten, konservative Vermieter*innen und keine Unterstützung von der Stadt: Das Kollektiv „Consent Calling“ kennt die Steine, die alternativen Projekten in den Weg gelegt werden. Viele Monate suchte das Sexshop-Kollektiv nach einer geeigneten Ladenfläche für ihre Vision. Sie setzen sich dafür ein, die Gesellschaft für feministische Themen zu sensibilisieren. Durch den Verkauf von Sextoys und Literatur etwa, aber auch durch ein Kulturprogramm mit Workshops, Lesungen und Aufklärung. Um den Menschen ihre Anliegen näherzubringen, suchte das Kollektiv ein ganzes Jahr lang nach einem geeigneten Raum. Zuvor durften sie einmal den Habibi Kiosk in den Münchner Kammerspielen zwei Wochen nutzen als eine Art Gastspiel.

Seit Oktober 2023 sind sie jetzt erst mal im Werksviertel untergekommen, in einem der vielen bunten Container. Bis dahin aber war es ein echter Leidensweg: Monatelang standen Sandra Lüders, die Initiatorin von Consent Calling, und ihr Team mit mehreren Vermieter*innen in Kontakt. Doch sobald das Wort „Sexshop“ fiel, machten die allermeisten einen Rückzieher. Sie findet es sehr schade, dass ihrem Projekt gegenüber viele grundsätzliche Vorbehalte bestehen.

Dabei hatte sich das Kollektiv in allen Vierteln umgeschaut und stieß auch in vermeintlich progressiven Vierteln wie dem Glockenbach auf verschlossene Türen. Vermieter*innen, glaubt Lüders, hätten Angst vor der Nachbarschaft. Und wie wirkt das erst auf die Kinder? Einen „typischen“ Sexshop mit roten Samtvorhängen und Riesendildos im Schaufenster – dass dies auf Skepsis trifft, kann sie nachvollziehen. Warum man aber ihrem progressiven Konzept keine Chance gab, will sie nicht verstehen. Das Kollektiv hatte sich auch auf geförderte Räume bei der Stadt beworben. Auch hier ohne Erfolg. Besonders geärgert hat sie aber ein Fall: Nach monatelangen intensiven Vertragsverhandlungen wollte ein potenzieller Vermieter plötzlich mitbestimmen, wie groß der Sexshop-Schriftzug über dem Ladeneingang sein darf und welche Toys im einsehbaren Bereich durch die Schaufenster liegen dürfen. Lüders wollte diesem „Anforderungskatalog“, wie sie es nennt, nicht nachkommen. Der Deal platzte. Als Übergangslösung, wie Sandra sagt, sind sie mit dem Container glücklich. Auf Dauer bietet der aber nicht genügend Platz, um ihre Visionen als Kollektiv – vor allem mit Veranstaltungen – wirklich umzusetzen.

Aber nicht nur neue Ideen haben es schwer, auch alteingesessene Kulturstätten sind durch steigende Kosten mit großen Problemen konfrontiert. Das Filmtheater am Sendlinger Tor wurde Anfang des 20. Jahrhunderts eröffnet. Heute, mehr als 100 Jahre später, steht es vor der Schließung – ein Schicksal, das in den letzten Jahren einige alteingesessene Münchner Kinos ereilt hat.

Ein Stück Filmgeschichte vor dem Aus?

1913 flackerte im Filmtheater der erste Film über die Leinwand. Es ist eines der ältesten Kinos der Stadt – eine Münchner Institution. Mit den handgemalten Filmplakaten

im Eingangsbereich und der Loge im historischen Kinosaal fühlt man sich schon beim Betreten wie in einem Stück Filmgeschichte. Unzählige Premieren hat der große Kinosaal erlebt. „Jeder hat hier schon einmal auf der Bühne gestanden“, sagt Betreiber Christoph Preßmer. Sein Filmtheater ist ein Familienbetrieb und davon gibt es in München nur noch eine Handvoll. Mehr und mehr dominieren die großen Ketten den Kinomarkt. Da kann Preßmer kaum mithalten mit seinem Saal. „Die kleinen Kinos haben allesamt zu kämpfen“, sagt er.

Er kämpft nicht nur gegen schwindende Besucher*innenzahlen, sondern seit einiger Zeit auch gegen seinen Vermieter. Das Haus, in dem sich das Kino befindet, gehört zu 80 Prozent einer Person, die die Familie Preßmer offenbar nicht länger als Betreiber des Kinos möchte. Alleine kann ihm dieser Hauptvermieter aber nicht kündigen. 2019 hatten noch alle Eigentümer einer Kündigung zugestimmt. 2021 dann haben sich die Familien, denen die restlichen 20 Prozent des Hauses gehören, dem Hauptvermieter entgegengestellt und ihre Zustimmung zur Kündigung zurückgezogen.

Warum der Streit? Der Hauptbesitzer möchte mehr Miete. Nach wie vor gilt im Gebäude ein alter Vertrag aus den 1950er-Jahren. Darin festgehalten ist eine an den Gewinn geknüpfte Pacht: Je höher der Gewinn ist, desto höher ist die Pacht. Mindestens aber 2.300€ pro Monat. Laut eigenen Angaben zahlt Preßmer jeden Monat deutlich mehr als die 2.300€ Mindestmiete. Dem Vermieter aber reicht das nicht. Vor Gericht hatte er Anfang des Jahres Erfolg: Einer Räumungsklage gegen Preßmer wurde stattgegeben. Das Gericht hielt die Kündigung für wirksam – auch wenn zwei der Neben-Eigentümer sie zurückgezogen hatten – und die Pacht für zu niedrig. Preßmer ging daraufhin in Berufung und wehrte sich gegen das Urteil. Außerdem hat er dem Vermieter eine außergerichtliche Klärung angeboten. Aber sein Angebot wurde nicht angenommen. Ende 2023 soll das Ergebnis der Berufung verkündet werden. „Wir sind hier alle aufgewachsen – mein Vater, mein Bruder – und wir kämpfen um den Erhalt des Kinos“, sagt Preßmer.

Das Kino als solches steht unter Denkmalschutz. Man kann sich also fragen: Wozu der ganze Streit? Das Gebäude kann nicht gewinnmaximierend umgewandelt werden – etwa in einen Nachtclub oder eine Boutique. Lediglich der Betreiber könnte wechseln. Preßmers Existenz hängt am Kino, das seine Familie seit 1952 betreibt. Er kämpft weiterhin dafür, dass nicht noch ein echtes Münchner Original der Profitgier zum Opfer fällt.

Neben den Vermieter*innen kann es auch mit den Nachbar*innen zu existenzbedrohenden Streitigkeiten kommen. Zwei Beispiele findet man aktuell in der Maxvorstadt und in Bogenhausen.

Nicht in meiner Nachbarschaft

Wie sagte schon Wilhelm Busch? „Musik wird oft nicht schön gefunden, / Weil sie stets mit Geräusch verbunden.“ Für Matthias Stadler hätte alles so schön sein können. Auf der Suche nach einem Ort für seine vielfältigen Aktivitäten fand der 38-jährige Kulturveranstalter im Hildebrandhaus in Bogenhausen – nach Zwischennutzungen in den Münchner Kammerspielen und einem Bürogebäude in Laim – im Sommer 2022 endlich eine feste Bleibe. Im Museumscafé der Bibliothek Monacensia serviert Stadler nicht nur Cappuccino und Kuchen, sondern veranstaltet auch außergewöhnliche Konzerte und Kunstperformances. Eine willkommene Insel der Subkultur im sonst noblen Bogenhausen.

„Die kleinen Kinos haben allesamt zu kämpfen.“

– Christoph Preßmer, Kinobesitzer

Das ansteckende Lachen, für das der zweifache Familienvater sonst bekannt ist, bleibt ihm seit Februar aber oft im Hals stecken: Vor allem dann, wenn er in seinen Briefkasten schaut. „Auf einmal gab es eine richtige Welle an Beschwerden. Dann hat sich herausgestellt, dass ein neuer Nachbar in die angrenzende Villa gezogen ist“, erzählt Stadler. „Ganz zu Beginn im Mai 2022 kam er einmal in den Laden und meinte, bis zum Winter sei ihm alles egal, da seine Villa derzeit renoviert werde.“ Stadler, der sich in den letzten Jahren durch seine Tam-Tam-Partys – liebevoll gestaltete Konzerte und Raves, die er mit viel Improvisationstalent und Einfallsreichtum auf die Beine stellt – ein großes Netzwerk aufgebaut hat, nutzt die Zeit. In der Cafébar Mona gibt er lokalen und internationalen Künstler*innen eine Plattform und bespielt auch den zum Café gehörenden Garten mit Konzerten. Den Nachbarn lädt er persönlich per Brief ein, weil dieser gegenüber Stadler auch ein Interesse an Konzerten geäußert hat. Antwort kommt keine. „Es wurde schnell klar, dass es nicht darum ging, sich anzunähern oder abzustimmen, sondern es musste einfach Ruhe sein, denn laut Gesetz sei das ein Wohnviertel.“

Dort muss nach 22 Uhr und an Ruhetagen eine Schallgrenze von 35 Dezibel beachtet werden. An Werktagen gilt tagsüber die Grenze von 50 Dezibel. Leise war der Nachbar aber selbst nicht immer. Er renovierte zu dieser Zeit gerade seine Villa und vergraulte dadurch erste Gäste in der Cafébar Mona. „Ich habe ihn darauf hingewiesen, dass die Renovierungsarbeiten an seiner Villa – teilweise mit Schlaghammer – deutlich lauter waren“, sagt Stadler. Noch verwunderlicher: Besagter Mann soll kein Kunstfeind sein, im Gegenteil – In seiner Heimat Düsseldorf gilt er als Förderer der freien Szene. Von der Stadt Düsseldorf wurde er dafür sogar ausgezeichnet. Also Kunst und Kultur überall, nur nicht vor der eigenen Haustür?

Zehn Mal im Jahr dürfen Cafés mit einer Sondergenehmigung länger öffnen, erklärt Stadler. So wie am Abend der Langen Nacht der Musik – als Wolfgang Flür von der legendären Elektroband Kraftwerk in seiner Cafébar Mona auftrat. Genau an solchen Abenden, deren Genehmigung aber extra kostet, seien zusätzlich die meisten Bußgelder wegen Lärm angefallen. Über 1.800 Euro haben sich inzwischen angehäuft, machen ihm das Leben schwer und sind eine finanzielle Belastung. „Es geht darum, uns dichtzumachen“, sagt er.

Wer über eine Bar zieht ...

Mit ähnlichen Problemen kämpft auch Daniel Richter ein paar Kilometer weiter im Univiertel Maxvorstadt. Richter liebt es, als Gastgeber und Wirt in seinem Salon Irkutsk zu stehen. Das sieht man schon an seiner türkisen Mütze, die perfekt abgestimmt auf die Wandfarbe seiner Bar ist. Fast verwundert es, dass der Mittvierziger früher im Finanzsektor gearbeitet hat, bevor er 2011 seine Bar eröffnete. Seine Fähigkeiten im Rechnungswesen kommen ihm dabei zugute – vor allem, seit seine Bar um 22 Uhr schließen muss und seine Einnahmen deshalb deutlich zurückgingen. Verantwortlich für die frühe Sperrstunde sind die Beschwerden einer Familie, die kürzlich direkt über seine Bar gezogen ist.

Richter ist selbst Familienvater, er kennt und versteht also die Sorgen von Eltern. Er versuchte zunächst, den Beschwerden der neuen Nachbarn entgegenzukommen: Die Spülmaschine wurde nicht mehr nachts ausgeräumt. Auch die Klimaanlage blieb aus. Doch der Nachbar rief weiterhin hartnäckig die Polizei und so veranlasste das

Kreisverwaltungsreferat irgendwann eine Lärmpegelmessung. „Explizit moniert wurden das Stühlerücken und das Happy-Birthday-Singen“, erzählt Daniel. Das Ergebnis der Untersuchung: Bis die Bar nicht ausreichend isoliert ist, muss er jetzt bereits um 22 Uhr schließen. „Das ist einfach unverhältnismäßig. Wir sind ja keine Wilden. Wir machen sonntags Akustik-Konzerte und veranstalten Ausstellungen“, beklagt Richter die Entscheidung des KVR. Die Konsequenzen sind weitreichend: „Ich kann keine Reservierungen mehr für Geburtstage oder Weihnachtsfeiern annehmen, das merke ich in der Kasse.“ Seine Umsätze gingen laut eigener Aussage um 75 bis 80 Prozent zurück. Den Lärmpegel dämpfen könnte ein Umbau. Aber der ist sehr teuer und würde wohl 30.000 bis 40.000 Euro kosten. Man müsste die Wände isolieren, den Boden von der Wand entkoppeln und außerdem prüfen, ob die Rohre den Schall nach oben leiten. Jetzt muss geklärt werden, wer schuld ist und wer welche Kosten übernimmt. Richter hofft jetzt, dass ein zweites Gutachten im Auftrag seines Verpächters, der Spaten-Brauerei, zu einem differenzierteren Bild kommt. Für ihn steht fest: „Wenn es bei 22 Uhr bleibt, müsste ich quasi dichtmachen.“

Was tun?

Viele Standorte stehen vor ähnlichen Problemen, die durch steigende Betriebskosten und Mieten noch verschärft werden. Oft wird vergessen, dass an Kulturstätten ganze Existenzen hängen. Aber nicht nur das: Auch die kulturelle Vielfalt, die eine lebendige Großstadt ausmacht, ist in Gefahr. Bleibt die Frage, wie man Liebgewonnenes schützen und Neues ermöglichen kann.

Einen Vorschlag macht die LiveKomm, der Bundesverband der Musikspielstätten in Deutschland. Sie fordern eine sogenannte „Kulturschallverordnung“. Demnach sollen Kulturgeräusche nicht länger mit Industrie- und Gewerbelärm gleichgesetzt werden. Bisher gilt die sensible Lärmschutzgrenze für sie ab 22 Uhr. Hilfreich ist da vielleicht, dass der Bundestag mit einem Beschluss von Mai 2021 Livespielstätten und Clubs nicht länger als Vergnügungsstätten einstuft, sondern als Anlagen für kulturelle Zwecke.

Andere – wie zum Beispiel SPD-Stadtrat Lars Mentrup – fordern die Ausweitung des sogenannten „Milieuschutzes“. Dieses lokalpolitische Instrument räumt der Stadt Vorkaufrechte in von Gentrifizierung bedrohten Vierteln ein. Auf Grundlage des Milieuschutzes können außerdem kostentreibende Renovierungen in Privatwohnungen vom Bezirk untersagt werden. „Wir nehmen schon länger wahr, dass Gewerbetreibende, zum Beispiel Handwerker, aber auch kulturelle Einrichtungen und Kneipen verdrängt werden und da gibt es die Idee, den Milieuschutz auszuweiten auf Kleingewerbetreibende, Handwerker sowie auf Cafés, Kneipen und Clubs“, sagt Mentrup.

Lärmstreitigkeiten wären dadurch freilich nicht gelöst. Dafür könnten aber Schallschutzfonds helfen. Der Berliner Senat etwa hatte 2019 einen Fond in Millionenhöhe aufgesetzt. Clubs und Konzertstätten sollen dadurch bei Investitionen zum Lärmschutz unterstützt werden. Bis zu 50.000 Euro können Berliner Clubs und Konzertstätten als Zuschuss beantragen für den Einbau von Schallschutzwänden und -türen, Lärmschleusen und Schallabsorbern.

Letztendlich werden aber vor allem wir Münchner*innen uns entscheiden müssen, in welcher Stadt wir leben wollen – In einer kulturell umtriebigen und lebendigen Stadt oder in der Schlafstadt, für die uns viele jetzt schon halten.



Matthias Stadler von der Cafébar Mona würde gerne wieder länger öffnen



Barbetreiber Daniel Richter hat Streit mit einem neu eingezogenen Nachbarn



Im Filmtheater Sendlinger Tor werden die Filmplakate für die Fassade aufwendig von Hand gemalt

„Es geht darum, uns dichtzumachen.“ – Matthias Stadler, Kulturveranstalter und Cafébetreiber